

großen Erfolgs: Man muss Figuren, um sie zu kritisieren, sehr ernst nehmen. Dann übernehmen sie das mit der Kritik ganz von selbst.

Zum Beispiel der tiefe, unerschütterliche Ernst, mit dem Hans Löws Papa beim katastrophal entgleisenden Weihnachtsmahl das Essen in sich einfüllt: ein circa halbstündiges, hochkonzentriertes akribisches Kauen und Schlucken, Nachgreifen und Tellerfüllen, eine minutiöse, hamsteremische, dabei eigentlich gar nicht übertriebene Esslust, an der alle Enthüllungen, Beleidigungen, Zusammenbrüche abgleiten wie ein warmer Soßenlöffel. Man muss danach nichts erklären von kleinbürgerlicher Fassadenfähigkeit, patriarchalem Niedergang, verlogener Moral oder dysfunktionalen Familien, man möchte einfach noch eine Schüssel Rotkohl dazustellen.

Oder Daniel Lommatzsch als Onkel Bob, wenn er mit einem wohlhabenden Hans-Albers-Dröhnen eintritt, um gute 20 Minuten lang im Auftrag seiner Gattin Madeleine dieser faulen, verrotteten Familienidylle zum Abschied nochmal richtig zu erklären, wie sie gehasst wird. Die unterschütterlich muntere Sachlichkeit, mit der er sich seines Auftrags entledigt, in vorzüglicher Höflichkeit die übelsten Beleidigungen vorträgt, dabei selbst an einer der sexuell äußerst bereitwilligen Töchter herumfingert und gelegentlich wie zur Erklärung ein kommagenaueres «sagt Madeleine» einflicht: formvollendet alsterkorrekte Über- und Untergriffigkeiten.

Auch von Oda Thormeyers Oma kann sich jeder rüstige Wohlstandsrentner eine Scheibe abschneiden, der mit der Gelassenheit eines gut gefüllten Bankkontos am Rotweinglas nippen und dabei mal aus ehrlich empfundenem, sehr gepflegtem Oberklassenbewusstsein seine tiefe Verachtung für die hart arbeitende Restmenschheit kundtun möchte. Während am anderen Ende der Generationenskala Alicia Aumüller (Hazel) und Maria Magdalene Wardzinska (Debbie) mit Engels Gesicht und Wodkaflasche unterm Tisch ihre nicht unerheblichen manipulativen Kräfte darauf verwenden, aus der verkommenen Elternschaft so viel Geld herauszupressen wie irgend möglich.

Judith Oswald hat dieser «Republik des Glücks» einen überschaubaren Glaskasten ins Thalia an der Gaußstraße gebaut, der gerade so klein ist, dass ein Tisch mit acht Stühlen plus Weihnachtsbaum hineinpasst und sich alle noch gut umdrehen können, aber ihre sanft beengten Bewegungen wie in einer Vitrine vergrößert ausgestellt werden. Spätestens im zweiten Teil, wenn sich die Tischgesellschaft in ein Stimmengewirr aus Passanten auflöst, schlägt die Stunde von

Kostümbildnerin Silja Landsberg: ein schnellumzugsfähiges Kleidergewitter aus beiläufigen Schrillheiten, jederzeit alltagsstraßentauglichen Individualitätsexzessen der vollendeten Großstadt-Normalität. Die Musik (Roald Van Oosten) gründiert die nicht gerade unzynischen Songtexte mit Rock, Groove und soviel mitreißender guter Laune, dass danach jeder für sein Glück zum Mörder werden möchte.

Wem doch noch etwas zur vollkommenen zeitgenössischen Happiness fehlt, dem wird



© Armin Smalovic

spätestens bei rücksichtslosen Bekenntnissen im Therapiestuhlkreis – «Ich trage Socken!» – das Herz auf der Zunge frei. Und nach der überschwänglich deprimierenden Bademantel-Parade der Wellness-Knechte ist Yoga auch eine Alternative weniger: So sieht es aus, das Glück heute. Regie Anne Lenk! **Franz Wille**

Auf dem Foto: **MARIA MAGDALENA WARDZINSKA (Debbi)**, **HANS LÖW (Dad)**, **CHRISTINA GEISSE (Mum)**, **DANIEL LOMMATZSCH (Onkel Bob)** und **ODA THORMEYER (Granny)**  
www.thalia-theater.de

**HAMBURG** Thalia Theater

## Halb so echt

**Gerhart Hauptmann «Die Ratten»**

«Jetzt servieren Sie mir mal Ihren Unterschichtskäse!» Theaterdirektor Hassenreuter ist frustriert: Gerade hat ihn sein weniger talentierter als vom Authentizitätspathos beseelter Schauspielerschüler Spitta genötigt, statt Shakespeare Gorkis «Nachtasyl» zu spielen, weil die Wirklichkeit auf die Bühne gehöre und nicht etwa die ausgedachten Probleme eines Hamlet. Aber mit der Wirklichkeit ist das so eine Sache auf dem Theater.



Die Wirklichkeit stinkt nämlich, sie grölt, und sie kommt einem näher als man möchte. Zur Verdeutlichung seiner Abneigung schleppt Hassenreuter Spitta auf die Straße, wo pittoresk ein Feuer lodert, wo gesoffen wird und wo mit steigendem Pegel auch gedemütigt und geschlagen wird. Das wahre Leben! «Ich werd' vergewaltigt, mein Gott!», juchzt Schauspieler Alice, überwältigt von so viel Realismus. «Soll ich mich auch noch abschlagen lassen?»

Soll sie natürlich nicht, Spitta hat seine Lektion kapiert: «Theater bildet nicht die Wirklichkeit ab!» Regisseurin Jette Steckel hat diesen Satz ins Zentrum ihrer Interpretation von Gerhart Hauptmanns «Die Ratten» am Hamburger Thalia gestellt, und weil sie denkt, dass dem Publikum diese Erkenntnis nicht ganz klar ist, wiederholt sie sie immer wieder. Fast die gesamte Inszenierung dreht sich um das Spiel mit «echt» und «künstlich», und dieses Spiel spielt Steckel als ihrer Mittel bewusste Künstlerin durchaus gekonnt. Das geht so weit, dass Catrin Striebeck als ehemaliger Theaterstar Sidonie Knobbe aus dem Publikum heraus agieren darf: «Ich habe auch einmal hier gespielt!», kräht sie. «Eigentlich ist das mein Haus!» Was vor allem deswegen ein gelungener Witz ist, weil die Schauspieler Striebeck zwar nie am Thalia engagiert war, ihr Vater aber das Haus in den 1980ern leitete. Dass allerdings Karin Neuhäuser den Theatermacher Hassenreuter als Double des Thalia-Intendanten Joachim Lux anlegt, ist ein Insider-Gag zuviel.

Indem Steckel sich auf die Frage nach der Realität konzentriert, dreht sich ihre Inszenierung weitgehend um die satirische Theaterkomödie, die hier auch noch um Szenen aus Einar Schleichs «Die Schauspieler» und Maxim Gorkis «Nachtasyl» erweitert wird. Der bei Hauptmann zentrale Strang der Muttertragödie hingegen bleibt blass. Lisa Hagmeister und Jörg Pohl spielen das proletarische Ehepaar John voll Aufstiegszuversicht im billigen Luxus der schneien Einbauküche (Bühne: Florian Lösche), allein: Trotz exzessiven Einsatzes von pseudoberliner Schnauze kommt dieser Strang nicht gegen das komödiantische Sperrfeuer Hassenreuterscher Prägung an. Zwar wird hier durchaus eine Handlung vorangetrieben, zwar werden hier nicht nur Thesen geklopft, aber wirklich interessieren mag diese Handlung nicht.

Theater heute 3/2014

## Chronik

Spannend verspricht es zu werden, als das Authentizitätsthema aus dem Theaterstrang hier durchschlägt: Auch im Leben der Johns ist alles Spiel, der kleinbürgerliche Wohlstand bloße Kulisse. Das trägt über einige Szenen, etwa als Hagmeister verschiedene Rollen ausprobiert, vom Putzfrauenkittel in eine Business-Uniform wechselt, auf längere Sicht aber bleibt diese Interpretation unergiebig und trivial. Ein glückliches Ende gönnt Steckel wenigstens Schauspielschüler Spitta und Hassenreuters Tochter Walburga: Die stehen einander gegenüber, erkennen, dass Verstellungen und Verkleidungen zu nichts führen und entledigen sich zu sanften Klängen erst ihrer Kleider und dann ihrer Perücken. Und dann nehmen sie die ganz und gar unverkleideten Schauspielerspieler Mirco Kreibich und Franziska Hartmann bei der Hand und verschwinden zu sanften Gitarrenklängen über die nackte Bühne. Hippiekitsch, aber warum nicht?

Wobei das mit der nackten Bühne auch noch so eine Sache ist. Im Schlussbild entpuppt sich die nämlich als täuschend echt bemalter Vorhang, der ausschließlich die (identisch aussehende) Bühnenrückwand bedeckt. Nein, so einfach sollte man es sich wirklich nicht machen, mit der Echtheit im Theater. Was war nochmal die These der Inszenierung? **Falk Schreiber**

Auf dem Foto: **KARIN NEUHÄUSER (Harro Hassenreuther)** und **FRANZISKA HARTMANN (Walburga/Alice Rütterbusch)**  
www.thalia-theater.de

**KÖLN** Depot 1 und 2

## Aktualitätsverzweiflung

**Schiller «Kabale und Liebe»**,  
**Mario Salazar «Die Welt mein Herz» (U)**

«Kabale und Liebe» ist eine sichere Bank für die Stadttheater. Infolge verunglückter Bildungsreformen werden die schulischen Theaterbesuche nämlich so bald nicht abreißen. Wäre da nicht die Krux mit der ständigen Neuauflage. Denn was lässt sich diesem landauf, landab gespielten Oberstufenstoff noch an Zeitgeist abringen?

Am Schauspiel Köln hat sich Simon Solberg des bürgerlichen Trauerspiels angenommen und es mit der popkulturellen Abrissbirne gründlich zerlegt. Mit einem besonders mutigen Zugriff auf Schillers Stoff hat diese Zertrümmerung allerdings nichts zu tun. Jede Szene ist mit medialen Bildern und Bezügen skandalisiert und mit kurzen Musikhits aufgepeppt. Doch in den

dicken Brocken Unterhaltungsindustrie finden die spärlichen Schillerschen Sprachsplitter weder Reibung noch Halt, die zwei Ebenen laufen spannungslos nebeneinander her.

Die riesige Industriehalle des Depots ist ein Lagerraum (Bühne Solberg/Maike Storf). Zwischen Kartonstapeln hängen mächtige Stoffbanner mit Amazon-Schriftzug und dem dynamischen Konterfei des Präsidenten von Walter, studentische Arbeitskräfte wuseln geschäftig herum (leider fügt diese engagierte Statistengruppe dem ohnehin völlig überladenen Geschehen später noch permanent Tanzperformances hinzu). Schreibtischtäter Wurm (Stefko Hanushevsky mit Seitenscheitel und Kassengestell) drangsaliert hier die in der Firmenhierarchie unter ihm stehende, bräsig Millerin (Sabine Waibel schießt durch die Nerdbrille).

Atemlose Action derweil bei Ferdinand und Luise: Marek Harloff turnt überschwänglich mit der eher bodenständigen Annika Schilling durch die Kartons, spielt Liebeslieder am Flügel («The Power of Love») und verkriecht sich mit ihr in einem fahrbaren Papp-Iglu. Das Live-Video auf riesiger Leinwand zeigt, was drinnen an Herzschmerz vor sich geht. Präsident von Walter (Wilhelm Eilers), ein bissig-korrupter Machtmensch im Maßanzug, hat hingegen mit Waffenexporten zu tun, Kriegsgeschehen flimmert hinter ihm über die Leinwände, und die studentische Gruppe windet sich in blutigen Shirts zu seinen Füßen. Lady Milford (abermals Waibel) wirft sich beschwipst von einer Pose in die andere und bringt als Referenzen Wulff und Pofalla ins Spiel. Während sie von der Wollust bei Hofe berichtet, blinken rote Eros-Reklamen, und tierkopffragende Unholde missbrauchen die leicht bekleideten Statistinnen. Diesem Anspruch bleibt die Inszenierung dann auch treu, der Brief Luises ist eine Kopie von Miley Cyrus skandalträchtigem «Wrecking Ball»-Video, in der die nun sexy aufgestylte Luise auf der Abrissbirne ein wenig unglücklich am Vorschlaghammer leckt.

**Herzlose Welt**

Vielleicht sollte man sich in Zukunft in Sachen Aktualitätsverzweiflung gleich neuen Stücken zuwenden wie Mario Salazars vor Zeitgeist vibrierendes «Die Welt mein Herz». Unverständlich allerdings, dass Rafael Sanchez es in seiner Uraufführung mit zwar bisweilen differenzierten und lustigen, aber überflüssigen Mitteln aufbläst und demontiert. Im Serienformat erzählen vier «Folgen» von Menschen, deren Wege sich zwischen Stendal, Berlin-Moabit, Buenos Aires und der Bronx kreuzen. Geld und Arbeit fehlen und treiben die familiären Kleingruppen in der Hoffnung auf ein besseres Leben von einem Armutsort zum anderen. Obwohl sie in reueloser Pulp-Fiction-Manier ihre nächsten Angehörigen töten, bleiben sie

Sehnsüchtige und Getriebene. Lässig handhabt Salazar makabre Komik und surreale Elemente, verhandelt wie nebenbei Themen wie Heimat, Migration und Bindungen des heutigen Menschen.

In Köln übernehmen vier Männer und zwei Frauen alle Rollen, tauschen im freien Fall Kostüme und Orte, Geschlechter und Identitäten. Die kleinen lokalen Spielstationen (Bühne Sara Giancane) betonen die Gleichzeitigkeit der Ereignisse: Im New Yorker Billig-Diner treffen sich die Latina Princesa (Nicola Gründel als verruchtes TexMex-Luder) und ihre Jungs, die E-mail-Kommunikation zwischen Janine (Larissa Aimée Breidbach als lebenshungriges Küken) und Steve (Guido Lambrecht mit stark depressiven Zügen), in der es immer wieder um das gemeinsam getötete Kind geht, wird in verschiedenen Nähe-Distanz-Positionen gesprochen. Dabei flimmern permanent großgepixelte Ballerspiele, Cybersex o.ä. über zwei Leinwände, die man auch hier gerne ausschalten würde.

An der Mini-Westernhütte des Zuhälters El Rey (Lambrecht als Zuhälter-Herzchen in goldenem Lederslip) und seinen Prostituierten nimmt



© Klaus Leible

das Geschehen Fahrt auf: Hier trifft Niklas Kohrts Viviana mit der Mimik einer Stummfilmdiva auf die desolaten, aber ekstasebereite Amanda Nikolaus Bendas (strauchelnd auf Pumps und mit rot verschmierten Lippen). Überhaupt bestechen Benda und Kohrt in diversen Frauenrollen, insbesondere als verkalkt streitendes Rentnerinnen-duo Waldtraut und Irmgard. Je weiter der Abend voranschreitet, umso klamaukiger wird es jedoch. Artistisch wirbelt man durch Figuren und Handlungsstationen, noch im Kostüm der letzten Rolle wirft man sich bereits in die nächste. Vielleicht lässt sich so etwas über das Herstellen von Rollen und die Konstruktion von Geschlechtern erzählen, die Themen des Stückes gehen allerdings unter. Während «Kabale und Liebe» also getrost eine Zeit lang ruhen könnte, gilt es in «Die Welt mein Herz» inszenatorisch noch Material zu bergen. **Natalie Bloch**

Auf dem Foto: **MOHAMED ACHOUR (Zapla/Mariana)** und **NIKLAS KOHRT (Viviana)** in «Die Welt mein Herz»  
www.schauspielkoeln.de